

Meredith hatte sich oben auf die Treppe verzogen, blickte hinunter zum Eingang und überlegte, wann sie das Theaterstück ankündigen sollte.

Sie wollte sich gerade erheben, als von unten blechernes Getöse erklang.

*O nein.*

Sie sprang auf und rannte die Treppe hinunter. Es war zu spät.

In der Küche war Nina dabei, mit einem Löffel auf einen Topf zu schlagen und ein ums andere Mal »Es geht los!« zu rufen. Wie so oft hatte sie Meredith die Schau gestohlen.

Einige der Gäste lachten und betraten das Wohnzimmer, wo das Bühnenbild zwischen dem Kamin und dem hohen Weihnachtsbaum hing, den Meredith und ihre Schwester mit Lichterketten und selbst gebasteltem Weihnachtsschmuck bestückt hatten.

Davor befand sich ihre »Bühne« mit einer Straßenlaterne aus Pappmaché darauf, an der mit Klebestreifen eine Taschenlampe befestigt war.

Als alle Gäste saßen, schaltete Meredith die Wohnzimmerlampen aus und die Taschenlampe ein.

Sie huschte hinter das Bühnenbild, wo Jeff und Nina in ihren Kostümen warteten. Sie hatten nicht viel Platz. Hätte sich Meredith auch nur ein Stück zur Seite gebeugt, hätten die Gäste sie gesehen, aber es war besser als nichts.

Das Stimmengemurmel verstummte. Meredith holte tief Luft und begann die Einführung zu sprechen, an der sie so lange gearbeitet hatte. »Ihr Name lautet Vera. Sie ist ein armes Mädchen, ein Niemand. Sie lebt in einem Zauberland mit Namen Schneekönigreich, doch die Welt, die sie liebt, ist dabei, unterzugehen. Das Böse ist in ihr Land gekommen, rollt in schwarzen Kutschen durch die Gassen. Der Schwarze Ritter hat die Kutschen ausgesandt. Er will das Schneekönigreich und seine Bewohner vernichten.«

Nun trat Meredith hinter dem Bühnenbild hervor, vorsichtig, damit sie nicht über den Saum ihres langen Rocks stolperte. Sie blickte ins Publikum. Ihre Mutter saß ganz hinten, in der Hand ein Cocktailglas, und selbst inmitten ihrer Gäste wirkte sie isoliert. Einen Moment lang verbarg der aufsteigende Zigarettenrauch ihr schönes Gesicht, dann sah sie Meredith direkt an. Etwas, das nur selten vorkam.

»Komm, Schwester«, sagte Meredith und bewegte sich auf die Straßenlaterne zu. »Die Kälte soll uns nichts anhaben.«

Nina trat ebenfalls hervor. Sie trug ein altes Nachthemd und ein Kopftuch. Händeringend schaute sie zu Meredith. »Glaubst du, es ist der Schwarze Ritter?«, rief sie viel zu schrill. Im Publikum wurde gelacht. »Ist es sein böser Zauber, der für diese Kälte sorgt?«

»Nein.« Meredith schüttelte den Kopf. »Mich fröstelt, weil unser Vater fort ist. Wann bloß wird er wiederkommen?« Meredith hob die Hände und seufzte dramatisch. »Überall sind Kutschen, und der Schwarze Ritter wird immer mächtiger. Vor unseren Augen lösen sich Menschen in Rauch auf.«

»Sieh nur!« Nina wies auf das grüne Schloss. »Da ist der Prinz.« Es gelang ihr, ehrfürchtig zu klingen.

Jeff kam auf die Bühne, in Jeans, blauem Sakko und mit einer goldenen Papierkrone auf dem weizenblonden Haar. In der Hand hielt er zwei Seidenrosen. Er war so schön, dass Meredith kurz vergaß, was sie zu sagen hatte.

Auch er schwieg für einen Moment und fühlte sich sichtlich unwohl, die Röte in seinem Gesicht verriet es deutlich. Er hatte nur mitgemacht, weil er so ein guter Freund war. Doch dann lächelte er, als wäre Meredith tatsächlich seine Liebste.

Er hielt ihr die beiden Seidenblumen hin. »Ich habe dir Rosen mitgebracht.«

Sie berührte seine Hand, und plötzlich wusste sie wieder, wie ihr Text lautete. Aber bevor sie den Mund öffnen konnte, war ein lautes Klirren zu hören.

Meredith fuhr herum und sah ihre Mutter mitten im Publikum stehen, regungslos, mit bleichem Gesicht und blitzenden blauen Augen. Blut floss ihr über die Finger, und selbst von ihrem Platz erkannte Meredith, dass eine Scherbe in der Hand ihrer Mutter steckte. Sie musste ihr Cocktailglas zerdrückt haben.

»Genug«, sagte sie scharf. »Das ist keine Unterhaltung für ein Weihnachtsfest.«

Die Gäste sahen aus, als wüssten sie nicht, was sie tun sollten. Keiner von ihnen sagte etwas, einige standen auf.

Merediths Vater trat zu ihrer Mutter, legte einen Arm um sie und wollte sie an sich ziehen. Sie versteifte sich. Nicht einmal ihm zuliebe war sie bereit, nachzugeben.

»Ich hätte euch diese kindischen Märchen nicht erzählen sollen«, sagte sie. In ihrem Zorn wurde ihr russischer Akzent stärker. »Ich hätte daran denken müssen, wie gedankenlos und gefühlsduselig Mädchen sind.«

Gedemütigt senkte Meredith den Kopf.

Ihr Vater führte ihre Mutter in die Küche, wahrscheinlich, um ihre Hand von den Scherben zu befreien und das Blut abzuwaschen.

Die Gäste verließen das Haus, eilig, als wäre es die *Titanic* und die Rettungsboote warteten vor der Tür.

Jeff sah Meredith mitfühlend an. »Meredith«, sagte er, in der Hand noch die beiden Rosen.

Sie stürmte an ihm vorbei aus dem Raum. Erst in der Dunkelheit des Flures blieb sie schwer atmend und mit brennenden Augen stehen. Sie hörte ihren Vater, der in der Küche versuchte, seine aufgebrachte Frau zu beruhigen.

Gleich darauf fiel die Haustür ins Schloss. Jeff war gegangen.

Und dann war Nina da. »Was hat Mom denn?«, fragte sie.

»Wer weiß das schon?« Meredith zuckte mit den Schultern. »Sie ist so eine blöde Kuh.«

»So was darf man nicht sagen.«

Meredith hörte das Beben in Ninas Stimme und wusste genau, wie schwer es für sie war, nicht zu weinen. Sie nahm die Hand ihrer Schwester.

»Was sollen wir denn jetzt tun?«, flüsterte Nina. »Sagen, dass es uns leidtut?«

Meredith erinnerte sich an das letzte Mal, als sie ihre Mutter wütend gemacht und sich dafür entschuldigt hatte. »Das wird sie nicht interessieren. Das kannst du mir glauben.«

»Aber was sollen wir sonst tun?«

Meredith wollte sich stark fühlen, wie vor Beginn der Aufführung, doch sie hatte ihren Mut und ihr Selbstvertrauen verloren. Sie sagte sich, dass ihr Vater später in ihr Zimmer kommen würde. Er würde sie zum Lachen bringen, sie in die Arme nehmen und ihnen erklären, dass ihre Mutter sie liebe. Und Meredith würde sich wünschen, sie könnte ihm glauben. Wieder einmal.

»Ich kann dir sagen, was *ich* tun werde.« Sie ging in Richtung Küche, bis sie ein Stück ihrer Mutter sah – das schmal geschnittene schwarze Samtkleid, einen blassen Arm und ihre schneeweißen Haare. »Ich werde ihr nie mehr zuhören, wenn sie uns eins ihrer kindischen Märchen erzählt.«

*Wir wissen nicht, wie man Abschied nimmt.*

*Wandern weiter, Schulter an Schulter.*

*Langsam wird es dunkel.*

*Du bist in Gedanken, ich schweige.*

*ANNA ACHMATOWA, DIE WEISSE SCHAR*